

Jan Behrs (Berlin)

»Eine Art von Tumult«. Literatur und Literaturwissenschaft in Kellers *Sinngedicht*

I.

Egal ob *linguistic*, *cultural* oder neuerdings neurowissenschaftlich: Die Germanistik neigt dazu, ihre Turns und Neuansätze aus anderen Disziplinen zu importieren. Das ist – angesichts der auf diese Weise unter Beweis gestellten Innovativität des Faches – keine Schande und ganz sicher kein Anlass, in Ressortpatriotismus zu verfallen, führt aber zu einem blinden Fleck in der Theorie, was die Auswirkungen des eigenen Tuns auf den Untersuchungsgegenstand, die Literatur, angeht. Sich mit den Wechselwirkungen zwischen Literaturwissenschaft und Literatur zu beschäftigen, ist nicht unbedingt gleichbedeutend mit der Ausrufung eines *solipsistic turn*: Niemand wird ernsthaft eine Germanistik wollen, die in erster Linie ihrem eigenen Schatten hinterherjagt. Wie die folgenden Ausführungen zeigen sollen, kann es aber durchaus sinnvoll sein, dem systemischen Druck nachzuspüren, den die aufkommende Literaturwissenschaft allein durch ihren (mehr oder weniger) unerbittlichen Blick auf ihren Gegenstand ausübt.

Das Werk Gottfried Kellers ist für dieses Unterfangen ein eminent fruchtbarer Untersuchungsgegenstand. Dafür gibt es m.E. drei Gründe, denen ich im Folgenden nachgehen werde und von denen zwei in der historischen Figur des Autors liegen, während der dritte, gewichtigste, sich auf die Kellerschen Texte bezieht.

1. Auch wenn er seinem (akademischen und nichtakademischen) Publikum lange Zeit als ein »der Reflexion ferner Vollblutkünstler«¹ erschienen ist, ist Kellers Literatur mit großer Selbstverständlichkeit von der Auseinandersetzung mit vergangener Literatur durchdrungen. Man bemerkt das notorisch schlechte Gewissen der Germanistik gegenüber ihrem eigenen Tätigkeitsfeld, wenn die Forscher, die diese Selbstreflexivität Kellers zuerst herausgearbeitet haben, darin gleichzeitig eine verderbliche Entwesentlichung erblicken und Gegenbegriffe wie das »freie Leben« und die »freie Natur« ins Spiel bringen, zu denen Keller dann ihrer Ansicht nach später zurück will.² Um eine solche dichotomische Rigorosität zu vermeiden, könnte man vorerst feststellen, dass Keller über ein stupendes literaturgeschichtliches Wis-

¹ So Klaus Jeziorkowski in seinem Vorwort zu Gottfried Keller: *Aufsätze zur Literatur*. München: Winkler 1971, S. 5f., hier S. 5.

² Vgl. v.a. die trotz ihres normativen Charakters überaus erkenntnisreiche Studie von Klaus Jeziorkowski: *Literarität und Historismus. Beobachtungen zu ihrer Erscheinungsform im 19. Jahrhundert am Beispiel Gottfried Kellers*. Heidelberg: Winter 1979.

sen verfügt, das ihn am Rande des sich ausdifferenzierenden literaturwissenschaftlichen Feldes positioniert. Hierzu passt das Jobangebot, das den wenig erfolgreichen Dichter 1854 ereilt: Er ist für eine literaturwissenschaftliche Professur an der neu gegründeten polytechnischen Hochschule in Zürich vorgesehen, lehnt aber nach einiger Bedenkzeit ab, da er der Meinung ist, »daß es nicht meine Bestimmung sein kann, aus einem erträglichen Poeten ein schlechter Lehrer zu werden.«³ Überdies weiß er, dass »[e]s mit dem Dozieren von Dichtern im eigentlichen Sinne des Wortes nie weit her gewesen«⁴ ist. Stattdessen schlägt er seinen Freund Hermann Hettner vor, der im Gegensatz zu Keller über einen philologischen Studienabschluss verfügt und bei der sich abzeichnenden Grenzziehung zwischen akademischer und amateurhafter Philologie ganz klar auf der Seite der ersteren steht. Wie nahe beide Gebiete im Umfeld des jungen Keller einander aber noch sind, lässt sich beispielsweise an der Tatsache ablesen, dass Hettner einen Aufsatz in Form eines Briefes »an einen Freund in Berlin«,⁵ eben Keller, gestaltet, dessen Briefe ausgiebig zitiert und so den gemeinsamen Diskurs zwischen Literatur und Literaturwissenschaft mehr oder weniger direkt in die wissenschaftliche Kommunikation übernimmt.

2. Nach diesen germanistikaffinen Anfängen muss Keller in späteren Jahren auch die Unannehmlichkeiten erdulden, die der immer forderndere Zugriff der Philologie auf die Gegenwartsliteratur für deren Vertreter mit sich bringt. Literaturwissenschaftler beginnen, sich ganz im Sinne der Methodik Wilhelm Scherers für des Dichters Erleben und Erlernen zu interessieren und weiten daher ihr Interessengebiet aus, das neben dem Werk jetzt auch die Biographie umfasst. Im Zuge dieser Aushandlung von Grenzen kommt es zu einigen Streitigkeiten, bei denen sich Keller unverhofft in der Defensive sieht. So muss er dem hartnäckig nach Dokumenten verlangenden Wiener Germanisten Emil Kuh relativ barsch mitteilen, dass er »nicht gerne ein wörtlich zu brauchendes Aktenstück geben möchte. Diese Art, zu Studien über mich selbst mitzuwirken, scheint mir noch nicht am Platze zu sein und wird es vielleicht nie sein.«⁶ Auch das Drängen von Jakob Baechtold nach Zugang zum Nachlass, möglichst noch zu Lebzeiten des Dichters,

³ Brief von Gottfried Keller an Hermann Hettner vom 11.2.1854. In: Ders.: *Gesammelte Briefe*. Bd. 1. Hg. v. Carl Helbling. Bern: Benteli 1950, S. 385. Im selben Brief unterstreicht Keller jedoch trotz gewisser Kenntnislücken seine grundsätzliche Eignung für die Aufgabe: »Deutsche Literatur [...] würde ich mir vorzutragen getrauen samt den nötigen Episoden englischer, französischer und anderer Einflüsse, d.h. wenn ich das Gesamtmaterial durchlesen habe, was zum erstenmal in meinem Leben geschehen würde.«

⁴ Ebenda.

⁵ Hermann Hettner: *Die altfranzösische Tragödie* (1850). In: Ders.: *Kleine Schriften*. Braunschweig: Vieweg 1884, S. 397–412. Erstmals in den *Blättern für literarische Unterhaltung*, Nr. 256–58, 1850. Vgl. auch Jeziorkowski: *Literarität*, S. 157f.

⁶ Brief von Gottfried Keller an Emil Kuh vom 28.7.1872. In: Ders.: *Briefe*. Bd. 3.1, S. 162.

weiß Keller nur mit der offenen Drohung zu beantworten, er »habe mittelst Ofen und Papierkorb die Bereinigung selbst begonnen.«⁷ Hiermit endet gleichzeitig der Kontakt mit dem Zürcher Literaturhistoriker, der dennoch mit seiner Werkbiographie (ab 1894) zum Pionier der Keller-Forschung wird und auch Teile des offenbar doch nicht vernichteten Nachlasses herausgibt.

Vielleicht das interessanteste Kapitel in Kellers gemeinsamer Geschichte mit der Literaturwissenschaft ist die Auseinandersetzung um die Neuausgabe des *Grünen Heinrich* (1880), weil an dieser Stelle die Werkherrschaft des Dichters auf sehr anschauliche Weise herausgefordert wird. Bekanntlich hatte Keller versucht, sich mit der Neufassung ein für allemal der bis dato gültigen Erstausgabe zu entledigen, wohingegen die Germanistik an der nicht eben häufigen Situation, zwei sich wesentlich unterscheidende Fassungen eines modernen Werkes vorliegen zu haben, kaum achtlos vorübergehen konnte: Hier bot sich die Möglichkeit, das aus der mittelhochdeutschen Philologie übernommene, aber bisher selten auf die Gegenwartsdichtung angewendete Instrument des Variantenvergleichs vorzuführen. Baechtold stellt dies schon in seiner Rezension in Aussicht: »[E]s steht bei der sonderbaren Entwicklung, die unsere Literaturforschung nimmt, noch dahin, ob nicht demnächst ein Philologe auf die Idee kommen wird, beide Texte reinlich nebeneinander drucken zu lassen.«⁸ Wenn schon das hier angekündigte Präsenhalten der Erstausgabe Keller verärgern musste, gilt das erst recht für die ebenfalls aus der Mittelalterphilologie importierte Neigung der Forscher, der früheren Überlieferungsstufe den Vorzug vor der Bearbeitung zu geben. In einem Brief an Marie von Frisch bringt Keller die für ihn unerfreuliche Entwicklung in einem anschaulichen Bild auf den Punkt:

[N]un kommen die sogenannten Kritiker, und anstatt das jetzige Buch aus sich heraus zu beurteilen, vergleichen sie es in philologischer Weise mit dem alten, um ihre Methode zu zeigen, und zerren so das Abgestorbene herum und lassen das Lebendige liegen, denn das verstehen sie ja einmal. Es ist ungefähr die Situation, wie wenn man im Garten einen alten Mops begräbt und es kommen nächtlicher Weise die Nachbarn, graben ihn wieder heraus und legen das arme Scheusal einem vor die Haustüre usw.⁹

Mit solchen historisch orientierten »Nachbarn« hat sich Keller, der nur die literarische Entwicklung im Allgemeinen, nicht aber die eigene, als Thema akzeptiert, von nun an herumzuschlagen. Seine alte Affinität zur Germanistik hindert ihn aber daran, mit diesen Nachbarn, die ja nun einmal da sind

⁷ Brief von Gottfried Keller an Jakob Baechtold vom 2.2.1885. Ebenda, S. 314.

⁸ Zit. n. Alfred Zäch (Hg.): *Gottfried Keller im Spiegel seiner Zeit. Urteile und Berichte von Zeitgenossen über den Menschen und Dichter*. Zürich: Scientia 1952, S. 82.

⁹ Brief von Gottfried Keller an Marie von Frisch vom 21.11.1880. In: Ders.: *Briefe. Bd. 2*, S. 274.

und keine Anstalten machen, wieder wegzuziehen, ganz zu brechen. Bei Einhaltung einer gewissen Etikette hat er auch gegen die literarhistorische Tätigkeit, vor der er im Prinzip nach wie vor Hochachtung empfindet, nichts einzuwenden. So berichtet der junge Philologe Bernhard Seuffert 1890 von einem Besuch in Zürich: »Nachdem Keller [...] sich versichert hatte, daß ich ihn nicht als Gegenstand literarhistorischer Untersuchung mißbrauchen wolle, forderte er zu einem abendlichen Zusammentreffen [...] auf.«¹⁰

Auch in dieser Zeit, in der die Literaturwissenschaft dem Autor so nahe gerückt ist, dass dieser seine schriftstellerische Souveränität gefährdet sieht und in der ein akademischer Außenseiter wie Fritz Mauthner seine an sich simple Idee, Keller einstweilen »in Ruhe zu lassen«,¹¹ als Protest gegen das germanistische Establishment inszenieren kann, bewegt sich dieser also zwischen scharfer Abgrenzung und Verbrüderungstendenzen: So unlieb die Avancen der Scherer-geschulten Literaturwissenschaftler dem öffentlichkeits scheuen Keller auch sind, so eng ist gleichzeitig das Gefühl der Verbundenheit mit einer Disziplin, an deren Diskurs über Dichtung er auf nicht unproblematische, aber intensive Weise teilhat.

Anhand von Kellers Auseinandersetzung mit der Philologie, die ich hier nur schlaglichthaft wiedergeben konnte, lässt sich der Aushandlungsprozess nachvollziehen, in dessen Verlauf im 19. Jahrhundert die Grenzen zwischen Literatur und Literaturwissenschaft abgesteckt und immer wieder revidiert werden. All das wäre jedoch allenfalls von germanistikgeschichtlichem Interesse, wenn es nicht einen neuen Blick auf Kellers Texte ermöglichte.

3. Gottfried Kellers Prosa ist, wie bereits erwähnt, in extremem Maße von der Reflexion über Literatur und Literaturgeschichte durchdrungen. Die Bezüge sind dabei überaus vielfältig und reichen von der Parodie des Literaturbetriebs in den *Missbrauchten Liebesbriefen* bis hin zur direkten Thematisierung der Literaturgeschichte in *Hadlaub*: Hier, bei seiner dichterischen Rekonstruktion des mittelalterlichen Minnegesangs, hatte Keller die Grenze zur Fachgermanistik quasi überschritten und befürchtete nach der Veröffentlichung Einwände von Wilhelm Scherer hinsichtlich der Faktenlage, die

¹⁰ Zit. n. Zäch: *Keller*, S. 185.

¹¹ Fritz Mauthner: *Gottfried Keller*. In: Ders.: *Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze*. Berlin: J.J. Heine 1887, S. 1–40, hier S. 36: »Nun wäre es freilich die gelehrte Aufgabe des Kritikers, einen solchen Keller'schen Blutstropfen zu analysiren und so den Genuß auf seine Elemente zurückzuführen. Eine edle Aufgabe, welche die gestrenge Literaturgeschichte dereinst zu lösen haben wird, wenn Gottfried Keller wirklich, wie wir Sektirer glauben, in unserem Schrifthum wird Epoche gemacht haben. Einstweilen, so lange der alte Herr in seinem schönen Zürich zur Freude der deutschen Welt mit der Sonne Grüße tauscht, wollen wir ihn in Ruhe lassen, uns seiner möglichst unwissenschaftlich freuen und von den Bestandtheilen seines Geistes nur denjenigen noch einmal gesondert beachten, dessen er selber sich klar bewußt ist.«

aber ausblieben. Weiterhin gibt es bei Keller zahlreiche Beispiele, in denen die Handlung von Literatur vorangetrieben wird. Auf diese Weise manifestiert sich die selbst auf den ländlichen Schauplätzen Kellers zur Tatsache gewordene Selbstreflexivität der Literatur. Dass diese in einer engen Beziehung mit der neueren Literaturwissenschaft steht, die im 19. Jahrhundert zu einer geistigen und institutionellen Tatsache geworden ist, werde ich im Folgenden am Beispiel des *Sinngedichts* zu zeigen versuchen. Im Zentrum meiner Analyse (und, meiner Meinung nach, auch im Zentrum der Novellensammlung) steht die Frage nach dem angemessenen Umgang mit Texten.

II.

Von Anfang an wird in aller Klarheit deutlich, welche Rolle im *Sinngedicht* die Auseinandersetzung mit Literarischem spielen wird: Die Hauptfigur, der Naturwissenschaftler Reinhart, besinnt sich bei dem Versuch, eine Lebens- und Forschungskrise zu überwinden, auf die »verwahrloste Menge von Büchern«, ¹² die er auf seinem Dachboden stehen hat, schlägt einen mehr oder weniger beliebigen Band auf – und stößt auf das titelgebende Sinngedicht Friedrich von Logaus:

Wie willst Du weiße Lilien zu roten Rosen machen?
Küß eine weiße Galathee: sie wird errötend lachen.¹³

Reinharts Reaktion auf dieses literarische Zeugnis ist ebenso bezeichnend für seine Textumgangsformen wie entscheidend für den weiteren Verlauf der Novellensammlung. Weit davon entfernt, den Versen einen poetischen oder geschichtlichen Eigenwert zuzugestehen, versteht er sie als Experimentalanordnung und setzt so die Handlung in Gang, indem er sogleich loszieht, um Frauen zu küssen und ihr Verhalten zu beobachten:

Sogleich warf er das Buch weg und rief: Dank Dir, Vortrefflicher, der mir durch den Mund des noch älteren Toten einen so schönen Rat giebt! O, ich wußte wohl, daß man Dich nur anzufragen braucht, um gleich etwas Gescheites zu hören!

Und das Buch wieder aufnehmend, die Stelle nochmals laut lesend, rief Reinhart: Welch' ein köstliches Experiment! Wie einfach, wie tief, klar und richtig, so hübsch abgewogen und gemessen! Gerade so muß es sein: errötend lachen! Küß eine weiße Galathee, sie wird errötend lachen! Das wiederholte er beständig vor sich her, während er Reisekleider hervorsuchte und seinem alten Diener herbeirief, daß er ihm schleunig helfe, den Mantelsack zu packen und das erste beste Mietpferd bestellte auf mehrere Tage [...].

¹² Gottfried Keller: *Das Sinngedicht*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Bd. 7: Das Sinngedicht. Sieben Legenden*. Hg. v. Walter Morgenthaler u.a. Basel u.a.: Stroemfeld 1998, S. 5–330, hier S. 12.

¹³ Ebenda, S. 13.

Er hatte die artige Vorschrift auf einen Papierstreifen geschrieben, wie ein Receipt, und in die Brieftasche gelegt.¹⁴

Diesem problematischen Start in die Existenz als Romanheld liegen demnach einige Irrtümer zugrunde, die bei rechtzeitiger Konsultation eines Philologen vermeidbar gewesen wären. So kann es nur der Selbstüberhebung des Naturwissenschaftlers zuzuschreiben sein,¹⁵ dass Reinhart meint, der Literatur im Rahmen einer höchstens fünfminütigen Lektüre Erkenntnisse abringen zu können. Anders, als er meint, ruft Geschriebenes eben nicht »gleich etwas Gescheites« zurück, sobald man anfragt, und seine naive Lektürepraxis führt ihn zwar aus der Studierstube hinaus, muss aber, wie noch zu sehen sein wird, korrigiert werden, damit er in Lebens- und Liebesdingen Erfolg haben kann.

Die (vom Erzähler klar benannte) Tatsache, dass Reinhart nicht irgendeine Edition Logaus, sondern »einen Band der Lachmann'schen Lessingausgabe«¹⁶ verwendet, in dem die von Lessing und Ramler herausgegebene Sammlung Logauscher Epigramme mit aufgenommen ist,¹⁷ verdient Aufmerksamkeit: Sicher nicht ohne Grund verknüpft Keller das Schicksal seines Helden mit dem editorischen Großprojekt, das als erstes die bis dato an mittelhochdeutschen Texten gepflegten Prinzipien der philologischen Germanistik auf das Gebiet der neueren Literatur übernahm. Außerdem stellt er mit Lessing einen veritablen Dichterphilologen vor, ohne dessen von ästhetischen Motiven geprägte Herausgebertätigkeit das geschilderte Erweckungserlebnis durch Literatur nicht hätte zustande kommen können. Von Lachmann und Lessing hätte Reinhart also ein gewisses Misstrauen gegenüber der unmittelbaren Wirksamkeit von Texten ebenso lernen können wie die Aufmerksamkeit für die historische Vermitteltheit von Literatur, doch er ignoriert den Lachmannschen Apparat ebenso wie die Paratexte Lessings, die ein Wörterbuch und ein literaturgeschichtliches Vorwort umfassen und

¹⁴ Ebenda.

¹⁵ Gerhard Kaiser hat im *Sinngedicht* eine Vorwegnahme der »zwei Kulturen« Charles Percy Snows gesehen. Vgl. Gerhard Kaiser: *Experimentieren oder erzählen? Zwei Kulturen in Gottfried Kellers Sinngedicht*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 45 (2001), S. 278–301. Unabhängig von der Frage nach der Berechtigung einer solchen Aktualisierung ist es in der Tat so, dass die Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Naturwissenschaft besonders für die Figur Reinharts eine entscheidende Rolle spielt.

¹⁶ Keller: *Sinngedicht*, S. 13.

¹⁷ Auf diese Weise scheint das mit dem Lesen des Sinngedichts einsetzende Schicksal Reinharts an die Philologie des 19. Jahrhunderts gebunden. In modernen Lessingausgaben werden die Gedichte Logaus nicht mehr aufgenommen. Vgl. z.B. die Ausgabe in der »Bibliothek deutscher Klassiker« (1985–2003), die nur Lessings Vorwort und (im Anhang) Teile seines Wörterbuchs bringt; ebenso die Ausgabe von Göpfert (1970–79).

so die komplizierte Form der Überlieferung des Sinngedichts anschaulich machen.¹⁸

So geht Reinhart vorerst unbeschwert von germanistischer Methodenlehre in die Welt hinaus. Diese Welt entpuppt sich freilich als eine in vielerlei Hinsicht von Literarischem durchdrungene, so dass der naive Naturforscher allmählich bemerkt, dass die Umsetzung von Literatur in Leben mehr erfordert als das Mitführen zufälliger Lektürefrüchte. Besonders, als das richtige Mädchen aufgetaucht ist, wird überdeutlich, dass der Rückgriff auf naturwissenschaftliche Experimentaltechniken nicht geeignet ist, um in der »Lebenswissenschaft« voranzukommen. Nachdem sie durch Reinharts Missgeschick hinter seine Experimentalanordnung gekommen ist, gibt die kluge und gebildete Lucia diesem zu verstehen, dass sie nicht gewillt ist, sich in der gleichen Weise »auf die Tortur spannen« zu lassen wie die Lichtstrahlen in seinem Labor, sträubt sich also gegen die Existenz als Experimentalobjekt. Reinhart wird klar, dass die Dinge hier komplizierter liegen und mehr Arbeit erfordern werden:

[I]ndem er sich sagte, daß er hier oder nirgends das Sprüchlein des alten Logau erproben möchte, und erst jetzt die tiefere Bedeutung desselben völlig empfand, merkte er auch, mit welch' weitläufigen Vorarbeiten und Schwierigkeiten der Versuch verbunden sein dürfte.¹⁹

Die »tiefere Bedeutung« des Sinngedichts scheint also darin zu liegen, dass, anders als in der Naturwissenschaft, eine affektive Bindung des Experimentators zum Experimentalobjekt vorteilhaft ist – man denke hier an die Etymologie von Begriffen wie »Philologie« oder auch »Philosophie«. Doch selbst mit diesem »hier oder nirgends«, das eine deutliche Abkehr von Reinharts bisheriger wissenschaftlicher Praxis darstellt, ist es nicht getan: Es sind Vorarbeiten zu erledigen. Diese Vorarbeiten bestehen nun aus dem Erzählen von Geschichten, die von Lucia mit eigenen Erzählungen beantwortet werden. Der auf diese Weise vorgegebene Aufbau der Novellensammlung macht im Übrigen deutlich, warum sich die Novellen des Sinngedichts nur mit beträchtlichen Verrenkungen als einzelne Erzählungen interpretieren lassen: Sie sind keineswegs autonom, sondern – viel stärker als Kellers Züricher oder Seldwyler Novellen – der dialogischen Struktur der Rahmenhandlung untergeordnet, in der sie als Einsätze im sich entfal-

¹⁸ Zum Verhältnis zwischen Logau und Lessing vgl. Agnieszka Ciołek-Jóźwiak: *Logaus Sinngedichte in Lessings und Ramlers Bearbeitung*. In: Thomas Althaus u. Sabine Seelbach (Hg.): *Salomo in Schlesien. Beiträge zum 400. Geburtstag Friedrich von Logaus (1605–2005)*. Amsterdam: Rodopi 2006 (Chloe; 39), S. 363–378. Zum Verhältnis zwischen Logau und Keller, einem insgesamt kaum befriedigend erforschten Thema, vgl. Anneliese Kuchinke-Bach: *Gottfried Kellers Sinngedicht – Logaus Sinnspruch, beim Wort genommen*. In: *Euphorion* 86 (1992), S. 39–64.

¹⁹ Keller: *Sinngedicht*, S. 33.

tenden Wettstreit von literarischer Konstruktion, Interpretation und Gegeninterpretation dienen.²⁰ In diesem Wettstreit erweist sich erneut Reinharts Mangel an hermeneutischem Geschick: Er ist nicht in der Lage, seine eigene Geschichte (die Novelle *Regine*) richtig zu interpretieren, so dass ihm die in dieser Hinsicht beschlagene Lucie die Diskrepanz zwischen der Handlung und seinen vorher geäußerten Thesen nachweisen kann und er mit einer weiteren Erzählung (*Die arme Baronin*) nachlegen muss, die sein antiemanzipatorisches Programm besser wiedergibt.

Um gar keinen Zweifel aufkommen zu lassen, dass die Deutung von Erzähltem, in der sich Reinhart als defizitär erweist, und die Deutung von Geschriebenem, wie sie die Philologie betreibt, im *Sinngedicht* zusammenfallen, macht der Erzähler an dieser Stelle, am Eingang von Reinharts zweiter Novelle, einen Einschub, in dem er die Unwahrscheinlichkeit seiner Erzählposition zwischen Gesprochenem und Geschriebenem ironisiert und Reinhart sagen lässt:

Es dürfte [...] am zweckmäßigsten sein, die Sache gleich in der Art zu erzählen, wie ein gezielter Novellist sein Stücklein in Scene setzt. Ich würde zugleich damit in meiner Erzählungskunst, die mir wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen, einen Fortschritt anstreben können, man weiß ja nie, wo man es brauchen kann.²¹

Durch diesen Ratschlag, an den sich im Folgenden auch alle anderen Erzählerinnen und Erzähler halten, sind die Binnennovellen vollends mit Texten gleichgesetzt und können interpretiert werden, zumal mehrere von ihnen auf »Lesefrüchtchen«²² Reinharts und Lucias zurückgehen und somit von Anfang an als (eigenwillige²³) Interpretationen durchgehen.²⁴ Wie erwähnt, be-

²⁰ Anderer Meinung ist Wolfgang Preisendanz: *Gottfried Kellers »Sinngedicht«*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 82, Nr. 2 (1963), S. 129–151. Er sieht die Annäherung zwischen Reinhart und Lucia sich nicht wegen, sondern trotz der Erzählungen vollziehen und will so die Eigengesetzlichkeit der Binnennovellen retten – ein ehrenwertes, aber angesichts der Subtilität, mit der Keller m.E. die Einbindung in den uneindeutigen Kontext der Rahmenhandlung durchführt, nicht uneingeschränkt überzeugendes Vorgehen.

²¹ Keller: *Sinngedicht*, S. 131.

²² Ebenda, S. 274.

²³ Insbesondere der methodisch ungeschulte Reinhart wird bei seiner Buchlektüre, aus der später die Novelle *Don Correa* hervorgeht, auf die potentielle Mehrdeutigkeit von Texten geradezu gestoßen, indem seinem Leseexemplar das Zeugnis einer alternativen Interpretation wie als Kommentar beigegeben ist: »In guter Laune zog er ab, als alles zu Bett ging, und nahm vermutlich aus Versehen das Buch mit, das er aus Luciens Zimmer geholt und bis jetzt noch nicht aufgeschlagen hatte. Erst auf seinem Gastzimmer that er es und sah, daß es eine Geschichte von Seefahrten und Eroberungen des siebzehnten Jahrhunderts war. Das Buch mußte zu seiner Zeit fleißig gelesen worden sein, da es zum zweiten Male gebunden worden. Denn viele Blätter klebten von der Farbe des bunten Schnittes zusammen, und als Reinhart zwei solche von einander löste, lag ein Blättchen altes Papier dazwischen mit vergilbter Schrift bedeckt. An einem Junimorgen des Jahres 1732 schrieb eine Dame in französischer Sprache an eine andere: ›Liebste Freundin! Lesen Sie die artige kleine Geschichte, die ich hier angestrichen habe! [...]«

findet sich Lucie hier im Vorteil, der insbesondere auf intensivere Lektüre zurückzuführen ist. Anders als bei Reinhart, der seine nicht-naturwissenschaftlichen Bücher ja auf den Dachboden verbannt hatte, ist ihre Bibliothek, wie es im Text heißt, »nah zur Hand und von der Besitzerin selbst gesammelt und hochgehalten«;²⁵ »aus allen Bänden ragten zahlreiche Papierstreifen und bewiesen, daß jene fleißig gelesen wurden«.²⁶ Reinhart hingegen hat nicht einmal seinen Logau fleißig gelesen, sonst hätte er in der Lessingschen Auswahl etwa folgende Verse finden können, die die Notwendigkeit intensiver Textlektüre betonen:

Wie die Honigmacherinnen
Ihren süßen Nektarsaft
Vielen Blumen abgewinnen:
So wächst unsre Wissenschaft,
Durch ein unversäumtes Lesen,
In ein gleichsam göttlich Wesen.²⁷

Mit der Intensität der Lektüre einher geht bei Lucia der Geschmack der Auswahl, die »manche gute Schrift aus verschiedener Zeit« umfasst, »die nicht gerade an der großen Leserstraße lag«.²⁸ Hier kommt die bis heute aus der philologischen Praxis vertraute Idee zum Tragen, dass wissenschaftlicher Erfolg zum einen durch »unversäumtes Lesen« erreicht wird, zum anderen durch das Heranziehen abgelegener Texte, die nicht jeder kennt und die dem Unternehmen die Innovativität sichern. Dass auch Reinhart, der Wissenschaftler-Held²⁹ des Sinngedichts, sich zumindest auf diesem zwei-

Dies Briefchen mußte der Buchbinder, der den neuen Einband gemacht, nicht gesehen haben, denn es war mit eingebunden und seither von keinem Auge mehr erblickt worden« (ebenda, S. 212f.). Selbstverständlich kommt Reinhart nicht auf den Gedanken, dass die Damen etwas anderes an dem Text interessiert haben könnte als die »Abwehr gegen die Ueberhebung des ebenbürtigen Frauengeschlechts«, die er selbst darin sieht. Vgl. auch Jeziorkowski: *Literarität*, S. 107.

²⁴ Dass auch die Rahmenerzählung (über die Tatsache hinaus, dass sie eben als Text vorliegt) sozusagen ihre eigene Verschriftlichung betreibt, belegt die Episode, in der Reinhart ein befreundetes Pfarrerehepaar besucht und sein (noch im Anfangsstadium befindliches) Abenteuer sogleich fixiert wird: »Als er wieder ins Haus trat, kam ihm der Pfarrherr heiter entgegen und zeigte ihm sein Tagebuch, in welchem sein Besuch bereits mit erbaulichen Worten vorgemerkt war, und die Pfarrfrau sagte: ›Auch ich habe einige Zeilen in meine Gedenkblätter geschrieben, lieber Reinhart, damit uns Ihre Begegnung ja recht frisch im Gedächtnisse bleibe!‹« (Keller: *Sinngedicht*, S. 22).

²⁵ Ebenda, S. 38.

²⁶ Ebenda, S. 40.

²⁷ Friedrich von Logau: *Sinngedichte*. In: Gotthold Ephraim Lessing: *Sämtliche Schriften*. Bd. 7. Nach d. Ausg. v. Karl Lachmann neu hg. v. Franz Muncker. 3., durchges. Aufl. Stuttgart: Göschen 1891, S. 125–411, hier S. 203.

²⁸ Keller: *Sinngedicht*, S. 38.

²⁹ Obwohl mit Recht darauf hingewiesen wurde, dass auch in der vorgeblich dialogischen Erzählhaltung des *Sinngedichts* Weiblichkeit vor allem in ihrer Inkorporation in die Welt des Mannes beschrieben wird und der Text so zwar keine »Fleischschau« (Walter Muschg), aber

ten Gebiet vorbildlich verhält, wird auch daran deutlich, dass er sich auf seiner Entdeckungsreise zunächst an »lange und breite«³⁰ Brücken und Wege hält (und dort erfolglos mit Küssen experimentiert), dann aber einen »schalkhaften Seitenpfad«³¹ einschlägt, der ihn zunächst in die Irre, nach erfolgter Entwirrung aber in »ersichtlich künstliche Anlagen«³² führt, nämlich in die Gärten der Lucia. Der erste Schritt zu hermeneutischer Souveränität ist so in der Geographie der Rahmenhandlung getan: Die gute Frau befindet sich – wie ein gutes Buch – abseits der Hauptstraße.

Dennoch hat Reinhart, wie gesehen, zunächst seine Schwierigkeiten mit dieser Frau. Sie erweist sich schlicht als die bessere Leserin, d.h. Interpretin. Das liegt daran, dass Lucia, anders als Reinhart, bereits einen Lernprozess durchlaufen hat, der durchaus auch schmerzhaft Erfahrungen mit einschließt. So hat, wie wir gegen Ende des *Sinngedichts* erfahren, eine schwärmerische Lektüre von Schillers *Wallenstein* bei der Zwölfjährigen nicht nur eine Verwechslung von Fiktion und Realität und daraus entstehend eine Verliebtheit in Max Piccolomini zur Folge, sondern führt auch zu einer schweren amourösen und gesellschaftlichen Desorientierung, die sich im Grunde bis in die Gegenwart der Rahmenhandlung fortsetzt.

Wenn wir es also in Lucia und Reinhart mit zwei aus Schaden klug gewordenen Hermeneuten zu tun haben, deren Annäherung als Prozess der Produktion und Interpretation von (Quasi-)Schriftlichem inszeniert wird, so ist nach dem entscheidenden Finale zu fragen, in dem mit der Eheschließung sowohl der Diskurs über die Geschlechterrollen als auch der über die Textumgangsformen zu einem harmonischen Ende geführt wird. Keller versäumt es in der Tat nicht, auch dieses Ende literarhistorisch aufzuladen, indem er die Königsdisziplin der Germanistik, die Goethe-Philologie, ins Spiel bringt. War Reinhart am Anfang aus der »Studierstube eines Doctor Fausten« aufgebrochen, die aber in satirischer Weise »durcheinanders Modernes, Bequemes und Zierliches übersetzt«³³ erschien, steht auch am vorläufigen Ziel seines Wegs ins Leben die Dichtung Goethes. Dies ist umso erstaunli-

eben auch kein feministisches Traktat darstellt (vgl. Ursula Amrein: *Augenkur und Brautschau. Zur diskursiven Logik der Geschlechterdifferenz in Gottfried Kellers »Sinngedicht«*. Bern u.a.: Lang 1994, S. 12), ist im Hinblick auf die Wissenschaftler-Figur doch eine gewisse Fortschrittlichkeit Kellers festzustellen: Ein Forscher, der (wenn meine These stimmt, dass im Sinngedicht überwiegend Textumgangsstrategien erprobt werden) sich einer Frau als unterlegen erweist, ist im Kontext der Literatur des 19. Jahrhunderts etwas durchaus Ungewöhnliches (soweit es sich nicht um Gelehrtsatiren handelt). Man vergleiche den reisenden Forscher Reinhart etwa mit Felix Werner aus Freytags *Verlorener Handschrift*, wo (dem männlichen Geschlecht vorbehaltene) Wissenschaftlichkeit und fehlerlose Lebensführung in einem sehr engen Zusammenhang stehen, der von Keller hier unterlaufen wird.

³⁰ Keller: *Sinngedicht*, S. 14.

³¹ Ebenda, S. 28.

³² Ebenda, S. 29.

³³ Ebenda, S. 9.

cher, weil die Protagonisten sich nach Tagen des Erzählens eigentlich gerade anschieken, das Gebiet des Literarischen zu verlassen. So fragt Lucia nach dem Erzählen der letzten, ihrer Lebensgeschichte: »Aber wollten Sie nicht lesen?«, und Reinhart scheint wenig geneigt, sich weiter mit der Literatur und ihren Mehrdeutigkeiten zu befassen:

»Jetzt nicht mehr,« meinte Reinhart; »wer möchte noch lesen! Lieber möcht' ich hinaus ins Freie, den Tag entlang, und alle Sorgen von mir thun, daß heißt, wollen sie mithalten?« – »Da haben Sie recht!«, lachte Lucie freundlich; »warum sollen wir uns nicht auch einen guten Tag machen?«³⁴

Doch auch wenn dieser Plan umgehend ausgeführt wird, ist bei Keller selbstverständlich kein Zurück hinter die Kompliziertheit des Literarischen möglich, das sich im von Reinhart beschworenen »Freien« ebenso breitmacht wie in der Dorfidylle, in die es die Helden verschlägt. Zwar können auf dem Weg dorthin tatsächlich einige Naturschönheiten bewundert werden, die die bevorstehende Verbindung der beiden überdeutlich ankündigen,³⁵ doch nicht sie führen dazu, dass Reinhart und Lucia sich am Ende küssen und letztere sich entsprechend der Logauschen Regeln verhält. Vielmehr stammt die *Prelude to a Kiss* in diesem Fall von Goethe und wird in der eigenwilligen Interpretation eines jungen Handwerkers dargebracht:

Es war nichts Minderes, als Goethes bekanntes Jugendliedchen »Mit einem gemalten Bande«, welches zu jener Zeit noch in ältern auf Löschpapier gedruckten Liederbüchlein für Handwerksbursche, statt der jetzt üblichen Arbeitermarseillaisen und dergl. zu finden war und das er auf der Wanderschaft gelernt hatte. Er sang es nach einer gefühlvollen altväterischen Melodie mit volkmäßigen Verzierungen, die sich aber natürlich rhythmisch seinem Vor- und Rückwärtsschreiten anschmiegen mußten und von den Bewegungen der Arbeit vielfach gehemmt oder übereilt wurden. Dazu sang er in einem verdorbenen Dialekte, was die Leistung noch drolliger machte. Allein die unverwüsthliche Seele des Liedes und die frische Stimme, die Stille des Nachmittages und das verliebte Gemüt des einsam arbeitenden Meisters bewirkten das Gegenteil eines lächerlichen Eindruckes.³⁶

Man wird sich fragen müssen, warum bei Keller gerade eine sächselse Goethe-Interpretation zum Liebeserfolg führt. Werkgetreu im Sinne Lachmanns ist sie definitiv nicht, und eine wesentliche Implikation scheint jedenfalls zu sein, dass literarische Schönheit von nichts entstellt werden kann und der philologischen Gralshüter nur bedingt bedarf. Wäre es Keller jedoch ausschließlich um die Feier volkstümlicher Ursprünglichkeit zu tun

³⁴ Ebenda, S. 323.

³⁵ Unter anderem sehen die beiden »einen Eichbaum, der eine schlanke Buche in seinen knorrigen Armen hielt; das vermischte Laub ihrer Kronen flüsterte und zitterte in einander, und eben so innig schmiegte sich der glatte Stamm der Buche an den rauheren Eichenstamm« (ebenda, S. 324).

³⁶ Ebenda, S. 327.

gewesen, leuchtet nicht recht ein, warum hier überhaupt Goethe gesungen wird – noch dazu mit relativ genauen Angaben zu Quelle und Überlieferung. Ein reales oder erfundenes Volkslied – wie etwa im *Grünen Heinrich* durchaus üblich – wäre in diesem Fall den Zielen des Autors angemessener gewesen. Ist gerade der nachlässige Umgang mit dem Dichtungskanon der Clou dieser Textstelle; kommt hier ein »antiphilologisches« Programm Kellers zum Tragen? Durchaus mit Recht haben die Vertreter dieser These auf den Schockeffekt hingewiesen, den die in dieser Szene verübte Goethe-Profanierung beim zeitgenössischen Bürgertum hervorrufen musste.³⁷ Es zeigt sich jedoch, dass eine solche dichotomische Konstruktion – weltfremde, bildungsbürgerliche Schulmeisterei auf der einen, lebendige Überlieferung auf der anderen Seite – zu kurz greift: Immerhin haben wir es bei unseren Helden mit Figuren zu tun, die sich mit der literarischen Konstruktion von vermeintlichen Naturtatsachen eingehend befasst haben und die bei ihrem Austausch von Erzählungen lernen mussten, dass sprachlich verfasste Aussagen sich dagegen sträuben, sich auf dieselbe eindeutige Weise wie in der Naturwissenschaft »auf eine einfachste Einheit zurückführen«³⁸ zu lassen, wie es am Anfang heißt. Dementsprechend ist auch das Finale des *Sinngedichts* gerade keine Ersetzung des Rein-Literarischen durch eine volkstümliche, naturhafte Anverwandlung, auch wenn der Logausche Spruch inzwischen in Vergessenheit geraten ist und nur unter der Bedingung dieser Unbewusstheit vollzogen werden kann. Wenn wir die entsprechende Stelle nachlesen, finden wir nicht die Durchsetzung eines wie auch immer gearteten Textumgangsprogramms, sondern ein akustisches und programmatisches Chaos:

Nun kam aber die letzte Strophe: Fihle, sang er,

Fihle, was dies Herz empfindet – ja pfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet – ja bindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Weil der Draht immer noch nicht ganz fertig war, sang er diese Strophe mehrmals durch, immer heller und schöner, mit dem Rücken gegen die Lauscher draußen gewendet; im Bewußtsein der nahen Glückserfüllung wiederholte er das

Reiche frei mir deine Hand

besonders kraftvoll und ließ dann im höchsten Gefühle die geschleiften Notens steigen:

Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

³⁷ Vgl. Jeziorkowski: *Literarität*, S. 93.

³⁸ Keller: *Sinngedicht*, S. 12.

Da ein paar Kanarienvögel mit ihrem schmetternden Gesang immer lauter drein lärmten, war eine Art von Tumult in der Stube, von welchem hingerissenen Lucie und Reinhart sich küßten.³⁹

Hingerissen sind die Liebenden also nicht von Goethes Gedicht, das sie natürlich kennen, nicht von der volkstümlichen Wiedergabe durch den Handwerker (und deren antiphilologischen Implikationen), nicht von der Unterordnung der Poesie unter den Arbeitsrhythmus der Produktion und auch nicht von der domestizierten Naturschönheit des Vogelgesangs, sondern von dem »Tumult«, der aus alledem entsteht. Vielleicht ist es die Fähigkeit, ein solches Chaos als lustvoll zu empfinden, die die Protagonisten des *Sinngedichts* ausmacht: Die literarische Tradition zu kennen, ohne im Umgang mit ihr in Formalismus zu verfallen,⁴⁰ an der Darbietung des Schusters die Inbrunst zu würdigen, ohne dabei blind für die Komik der Anverwandlung zu sein, schließlich die Mehrdeutigkeit von Geschriebenem und Erzähltem anzuerkennen, ohne die eigenen Ideale preiszugeben – das sind im Kontext von Kellers Novellensammlung die Eigenschaften, die Helden ausmachen. Anders als etwa in Gustav Freytags Roman *Die verlorene Handschrift*, in dem ebenfalls ein Wissenschaftler als Held auftritt und in dem philologische Tugend und Lebenstüchtigkeit sich als strukturell identisch erweisen, sind die Eigenschaften, die Kellers Figuren zum Erfolg im Leben verhelfen, nur bedingt kompatibel mit der Wissenschaft von der Literatur: Weder ein Lesarten zusammentragender Lachmann noch ein Vertreter der Keller aus eigener leidvoller Erfahrung bekannten Scherer-Schule wäre wohl fähig, sich in der entsprechenden Lage angemessen zu verhalten. Deshalb (und weil das *Sinngedicht* in einer Zeit spielt, »als die Naturwissenschaften eben wieder auf einem höchsten Gipfel standen, obgleich das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl noch nicht bekannt war«⁴¹) tritt nicht ohne Grund an ihrer Stelle ein Naturwissenschaftler auf, dem aber seine (von Beginn an ironisierte) Wissenschaft im Laufe der Handlung gründlich ausgetrieben wird, so dass nur eine gewisse Neugier übrig bleibt.⁴² Die Literatur aber ist dennoch mit

³⁹ Ebenda, S. 328.

⁴⁰ Wie ein solcher formelhafter Umgang aussehen kann, zeigt Keller (bzw. unbewusst der Erzähler Reinhart) in der Novelle *Regine*, in der die literarische (Aus-)Bildung der Titelfigur zu sehr den bürgerlichen Repräsentationszielen untergeordnet ist, um erfolgreich zu sein. Dieser Textumgang ordnet – ebenso wie Reinharts anfängliche Interpretation des Logau-Spruchs – die Literatur einem außerliterarischen Nutzen unter und wirkt komplexitätsreduzierend, was ihn zum Scheitern verurteilt.

⁴¹ So der erste Satz der Novellensammlung: Keller: *Sinngedicht*, S. 9.

⁴² Preisendanz sieht in der Ironisierung der Naturwissenschaft im *Sinngedicht* eine Abwehr der »darwinistischen« Sichtweise, wie sie sich in der Literatur dieser Zeit etwa bei Zola finden lässt: »Deshalb hat es seinen guten Sinn, daß der Naturforscher, nachdem beiläufig der Name Darwin gefallen ist, und ehe er so unverdrossen von jener Dimension menschlicher Dinge zu sprechen bereit ist, den Weg vom Laboratorium zu der Lessing-Ausgabe im Bodenschrank gehen muß« (Preisendanz: *Sinngedicht*, S. 151).

großer Selbstverständlichkeit in der Welt, wo sie, wie in der Schlusszene eindrucksvoll zu sehen oder vielmehr zu hören, gleichberechtigt neben naiven Gesang, Arbeitswelt und Naturschönheit tritt. Ein differenzierter Umgang mit ihr ist daher unumgänglich, um die eigene Position in der Gesellschaft zu finden. Das läuft in der gesellschaftlichen Logik des 19. Jahrhunderts und besonders in der Binnenlogik des *Sinngedichts* auf das Heiraten hinaus, wozu wiederum der Weg über die Literatur – Logaus Verse – nötig ist. Die Protagonisten tun daher auf ihrem Weg ins erfüllte Leben gut daran, sich mit einigen Kardinaltugenden der Philologie vertraut zu machen, insbesondere der Leseintensität, der »Andacht zum Unbedeutenden« und der Anerkennung der Tatsache, dass Texte auf verschiedene Weise interpretiert werden können. Hier liegt für Keller der Nutzen der Philologie: Hält sie sich von fruchtlosen Variantenvergleichen – die Neuauflage des *Grünen Heinrich* liegt beim Erscheinen des *Sinngedichts* gerade ein Jahr zurück – ebenso fern wie von autoritärem Hygienewahn, der die Goethe-Darbietung am Schluss verhindert hätte, kann sie zu einer Art Lebenswissenschaft werden, die besser als die – im *Sinngedicht* nur als Karikatur auftretende – Naturwissenschaft in der Lage sein könnte, Orientierung in einer durch und durch literarisierten Welt zu geben. Es liegt auf der Hand, dass diese Vorstellungen Kellers mit der germanistischen Praxis seiner Zeit – und erst recht mit seinem Bild von dieser Praxis – nur in höchst geringem Maße in Einklang zu bringen sind.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Hettner, Hermann: *Die altfranzösische Tragödie* (1850). In: Ders.: *Kleine Schriften*. Braunschweig: Vieweg 1884, S. 397–412.
- Keller, Gottfried: *Das Sinngedicht*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe. Bd. 7: Das Sinngedicht. Sieben Legenden*. Hg. v. Walter Morgenthaler u.a. Basel u.a.: Stroemfeld 1998, S. 5–330.
- *Gesammelte Briefe. 4 Bde*. Hg. v. Carl Helbling. Bern: Benteli 1950–54.
- Logau, Friedrich von: *Sinngedichte*. In: Gotthold Ephraim Lessing: *Sämtliche Schriften. Bd. 7*. Nach d. Ausg. v. Karl Lachmann neu hg. v. Franz Muncker. 3., durchges. Aufl. Stuttgart: Göschen 1891, S. 125–411.
- Mauthner, Fritz: *Gottfried Keller*. In: Ders.: *Von Keller zu Zola. Kritische Aufsätze*. Berlin: J.J. Heine 1887, S. 1–40.
- Zäch, Alfred (Hg.): *Gottfried Keller im Spiegel seiner Zeit. Urteile und Berichte von Zeitgenossen über den Menschen und Dichter*. Zürich: Scientia 1952.

Sekundärliteratur

- Amrein, Ursula: *Augenkur und Brautschau. Zur diskursiven Logik der Geschlechterdifferenz in Gottfried Kellers »Sinngedicht«*. Bern u.a.: Lang 1994.
- Ciolek-Jóźwiak, Agnieszka: *Logaus Sinngedichte in Lessings und Ramlers Bearbeitung*. In: Thomas Althaus u. Sabine Seelbach (Hg.): *Salomo in Schlesien. Beiträge zum 400. Geburtstag Friedrich von Logaus (1605–2005)*. Amsterdam: Rodopi 2006 (Chloe; 39), S. 363–378.
- Jeziorkowski, Klaus: *Vorwort*. In: Gottfried Keller: *Aufsätze zur Literatur*. Hg. u. komm. v. Klaus Jeziorkowski. München: Winkler 1971, S. 5f.
- *Literarität und Historismus. Beobachtungen zu ihrer Erscheinungsform im 19. Jahrhundert am Beispiel Gottfried Kellers*. Heidelberg: Winter 1979.
- Kaiser, Gerhard: *Experimentieren oder erzählen? Zwei Kulturen in Gottfried Kellers Sinngedicht*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 45 (2001), S. 278–301.
- Kuchinke-Bach, Anneliese: *Gottfried Kellers Sinngedicht – Logaus Sinnspruch, beim Wort genommen*. In: *Euphorion* 86 (1992), S. 39–64.
- Preisendanz, Wolfgang: *Gottfried Kellers »Sinngedicht«*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 82, Nr. 2 (1963), S. 129–151.

Empfohlene Zitierweise:

Behrs, Jan: »Eine Art von Tumult«. Literatur und Literaturwissenschaft in Kellers *Sinngedicht*. <http://www.germanistik.ch/publikation.php?id=Keller_Sinngedicht>

germanistik.ch
Verlag für Literatur- und Kulturwissenschaft